

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 17.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Mai.

Sonett.

„Mai“ heißt des Schöpfers zärtlichster Gedanke,
Ein Vatergruß, den Kinder wohl verstehen,
Dem — wie die Däfte einer Blütenranke —
Des Glückes sanfte Genien entwehn.

„Mai“ heißt der Augenblick, wo jede Schranke
Wir zwischen Erd' und Himmel fallen sehn,
Wo auch der Arme „lebt“, wo selbst der Kranke,
Ja der Verbrecher fühlt: Die Erd' ist schön!

Die Erd' im Mai . . . als bräutliches Gescheide
Fügt einen Schmuck sie still dem andern zu,
Begrüßt den eignen Reiz mit stolzer Freude,
Sich selber eine fromme Augenweide —
Und spricht zum Himmel dann in sel'ger Ruh:
Nun liebe mich — ich bin so schön als Du!

Marie Harrer.

Der Weg zum Lachen.

Von

Jakob Corvinus.

Schluf.

9.

„Ja, ich will nach Hause gehen!“ sagte der Professor der Astronomie Jodocus Homilius, trank einen kleinen Schluck Zuckerswasser und schüttelte sich, als ob ihn fröstelte. „U!“ sagte er und schaute zu einer lichten Stelle zwischen dem Baumzweig über ihm empor. Eine kleine, rötliche Wolke zog langsam am Abendhimmel daher, und unwillkürlich verfolgte der Alte sie mit dem Auge.

„Wenn sie vorüber ist, marschiere ich ab!“ sagte er.
Der Professor Homilius war ein systematischer Mann und berechnete gern Alles, was er that oder ließ; er erschrak daher nicht wenig, als er sich nach einer halben Stunde noch immer in

die Luft starrend fand. Er hatte nicht bedacht, daß in gewissen Seelenstimmungen der unbedeutendste Fleck dem Menschen zu einem Theater werden kann, auf welchem Alles mit der größ-ten, wenn auch unbewußtesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Auf ein düstiges Volkengebilde war ein anderes gefolgt; einzelne Vögel, Schaaren weißer Tauben waren hin und her geschossen, Mückenwolken hatten vor der Nase des gelehrten Mannes ge- tanzt und sonderbare, seltsame, wehmüthig-lustige Gedanken hatten sich zwischen das Alles geschlungen, segelnd mit den Wolken, flatternd mit den Vögeln, tanzend mit den Mücken. —

„Oh, oh, oh,“ sagte der Professor, als er endlich durch ein trockenes Zweiglein, welches ihm auf die Nase fiel, erweckt wurde. Ein warmer, düstender Windhauch, von Süden her, bewegte das Blätterwerk der Laube und schüttelte auf den Tisch, auf das Lieberbuch des Quintus Horatius Flaccus, in das Glas Zuckerswasser des gelehrten Mannes und auf den gelehr-ten Mann selbst, neckisch, seinen Regen von welken und grün-ten Blättern, trocknen Blütenhüllchen, Käfern und Raupen.

Ueber die Ode: „D Venus, Königin von Cythos und von Paphos“ — lief eine kleine, rothe Glücksspinne, und in dem Wasserglase zappelte ein winziges Käferchen mit goldglänzenden



Der Mai.

Flügeldecken und suchte sich vergeblich auf ein Blütenblatt zu retten. Es ruderte, — es arbeitete mit seinen Beinchen, — verzweiflungsvoll, — es sank! . . .

„Hm, hm!“ brummte der Professor, „sist doch ein schöner Abend; — wir wollen den kleinen Kerl retten!“

Mit dem hölzernen Löffel wurde das kleine Wesen hervorgeholt und aufmerksam betrachtete es der Professor, wie es regungslos in seiner hohlen Hand lag.

„Es ist todt! — Nein, — halt! — es bewegt ein Bein! — Sollte es wohl wieder zum Leben erwachen? — Wahrhaftig, wahrhaftig! Es sucht wieder auf seine Füße zu kommen! Hm, hm; ich wollte, ich könnte hier eine Parallele ziehen! — Da fliegt es hin!“ . . .

10.

„Es ereignet sich doch Mancherlei in der Welt!“ sagte der Professor Jobocus Homilius und wiegte bedächtlich das Haupt. Wie kam er plötzlich von dem wieder aufgelebten Käferchen auf den jungen Handwerksgehilfen, der vor einigen Stunden von der Pumpe vor seinem — des Professors — Fenster seine Wanderschaft angetreten hatte? Was ging dem gelehrten Herrn in diesem Augenblick die kleine, traurige Dienstmagd an, die jetzt wahrscheinlich schluchzend in ihrer verrauhten Küche saß?

„Ich bin doch eigentlich recht vernünftig!“ brummte der Professor und schielte seitwärts auf seinen Regenschirm, der neben ihm auf der Bank lag. — Er athmete aus voller Brust auf.

„Wie ist mir denn? das Zuckerwasser kann mich doch nicht berauscht haben?“

Was würde Frau Magdalena gesagt haben, wenn sie ihren Herrn in diesem Augenblicke gesehen und gehört hätte? Der alte Bursche hatte beide Beine weit von sich gestreckt, die Hände auf den Magen gefaltet und — brummte — nach dem Abendhimmel hinaufblinzelnd — ein Studentenlied seiner Jugend vor sich hin.

„Ich wollte, — ich hätte — Jemand, mit dem ich jezt — ein — Glas Wein trinken könnte!“ Der Herr Professor — liest — hm — kein Collegium, drum ist es besser . . .“ Ich glaube, ich komme doch noch einmal zum Lachen!

Der Alte hatte seinen Horaz aufgegriffen und schlug damit den Takt zu seinem Gebrumm. Eben hätte er beinahe das Buch in seinem taumelnden Behagen in die Luft geworfen, um es wieder zu fangen, als es ihm glücklicher und anständiger Weise entglitt und zur Erde fiel. Es schlug auseinander, und als der Professor es aufnahm, warf er natürlich einen Blick auf die zu Tage liegenden Seiten und — erblickte — einen — Druckfehler in der Ode an die Lydia! . . .

„Oh, oh, oh!“ brummte er, und fast hätte er Alles um sich und in sich wieder darüber vergessen. Die Unterlippe hing schon an herabzusinken, als plötzlich ein Name, der über die Seite hingekritzelt war, seinen Blick fesselte und den Gesichtsausdruck des gelehrten Mannes total veränderte.

11.

„Natalie Born!“ sagte der Professor.

12.

War das noch dieselbe Laube von Geißblattranken, Holunder und jungen Buchen? War das noch derselbe Professor der Astronomie Jobocus Homilius vor dem alten wacklichen Tisch? Hatte ein Zauberstab die Laube, den Tisch, das Glas Zuckerwasser und den alten Herrn selbst berührt? War das Wort „Natalie“ eine Zauberformel, vor welcher alle vertrockneten, versandeten Quellen des Lebens von Neuem aufsprudelten, vor dem das Tobte auferstand und das Gegenwärtige Vergangenheit wurde?

„Natalie!“ sagte der Professor und senkte sinnend das Haupt. Er nahm den Hut ab und blickte lange vor sich hin, sein Auge ward feucht, eine — Thräne rollte langsam über die runzlige Wange des alten Mannes: — der Professor war auf dem besten Wege zum — Lachen!

„Es wäre Manches anders gekommen! . . . es hätte Manches anders kommen müssen!“ murmelte der Alte . . . „O Natalie Born, Natalie Born! — Ach, es war nicht deine Schuld. . . . Ob sie wohl noch lebt? Ob sie wohl glücklich ist? — Träume ich denn oder mache ich?“ fuhr er lauter fort. „Bei Gott, wenn ich mich nicht durch eine Gewaltthat ermuntere, wird es mir gehen wie dem Zauberer Merlin in seiner Waldwibnisi! . . . Kellner, Kellner! Heba, Kellner, eine — Flasche Wein — Rheinwein! . . . O, Natalie Born!“ . . .

13.

„Hier, Herr!“ sagte der Kellner, den begehrten Trank auf den Tisch stellend und mit einem eigenthümlichen Blick auf den alten Herrn das Glas Zuckerwasser fortnehmend.

„Was hindert mich, noch einmal jung zu sein?“ rief der Professor, ein gefülltes Glas gegen das Licht haltend:

„Der Erinnerung!“

Eine wohlthuende Wärme durchströmte den Alten.

„Dem Leben! . . . Ich wollte, — ich sähe hier nicht so allein!“ . . .

„Dem Vergangenen! . . . Ich will mit der Erinnerung trinken.“

„Dir, — dir — Natalie Born! Natalie Born!“

Eine kleine, weiße Hand, die zwischen den zierlichen Fingern ein gefülltes Weinglas hielt, hob sich vorsichtig leise zwischen dem Gezweig im Rücken des Professors durch; zwei braune zwischen Lachen und Weinen funkeln Augen leuchteten aus dem Grün hervor. Der Hand folgte ein hübscher, runder Arm, und — der Professor schrad nicht wenig zusammen, als sein Glas plötzlich berührt klang, und eine weiche Stimme wie ein süßes Echo seinen Trinkspruch aufnahm und sagte:

„Natalie Born!“

14.

Mit weitoffenen Augen schaute der Astronom in das Gesichtchen, welches jetzt ganz aus dem Blätterwerk neben ihm lugte, wie ein Genie aus einem Blumenkranz von Cornelius de Heem. Er fuhr mit der Hand über die Stirn: War sein langes Leben wirklich nur ein Traum gewesen? War er allein alt und grau geworden, während Alles um ihn her jung und blühend geblieben war?

„Natalie, Natalie!“ murmelte er, „bist du es? Sprich, sprich! bist du es wirklich, Natalie Born? Habe ich nur geträumt? — Träume ich?“

„Ich heiße Jda Weber,“ sagte das junge Mädchen. „Meine Mutter und mein Vater“ . . .

„Jda Weber? Jda Weber!“ murmelte der Professor.

„O, o — und deine, — Ihre Mutter war — ist — heißt — Natalie“ . . .

„Natalie Born! Verzeihen Sie, daß wir Ihr Selbstgespräch belauscht haben, Herr Professor Homilius! Sehen Sie da“ —

„Ich träume, ich träume!“ rief der Gelehrte. — Ein ältliches Paar — eine freundliche, grauhaarige Frau, gestützt auf den Arm eines behäbigen Mannes — erschien an dem Eingange der Laube des Professors.

„Guten Abend, Homilius!“ rief der Mann, lachend seine Hand dem Professor entgegenstreckend. „Kennst du mich nicht mehr? Meine Frau scheint dir noch gar gut zu kennen! Na, na, alter Junge, — eifersüchtig werde ich nicht mehr. Sieb ihm die Hand, Natalie, geborne Born, verehelichte Weber!“

Die Frau machte sich von dem Arme ihres Gatten los, sagte beide Hände des Professors, der einem erweckten Nachtwandler gleich dastand, und schüttelte sie herzlich.

„Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!“ sagte sie.

„Ich träume, ich träume!“ rief der Astronom.

„Und hier ist unsere Tochter!“ rief der alte Weber. „Komm heran, Thörlin! — Was meinst du dazu, Jobst? He, willst du sie haben?“

Erstbündel drängte sich das junge Mädchen an ihre Mutter, drehte sich aber rasch nach einem plötzlich eintretenden jungen Manne um, der die letzten Worte des alten Weber gehört haben mußte; denn mit eifriger Stimme rief er:

„Ich protestire, ich protestire! Verschonen Sie gefälligst, was Ihnen gehört, Papa Weber! Was der Papa sich doch einbildet, Jda.“ . . .

„Ja wohl, Papa, du weißt:

Einmal gegeben und wiedergenommen, In die Hölle gekommen!“

rief Jda und ward dabei wo möglich noch röther als zuvor; der Papa Weber fragte sich lächelnd hinter dem Ohr und sagte: „Jobst, Jobst, ich glaube, du bist wieder einmal zu spät gekommen!“

„Alter Freund,“ sagte Natalie, indem sie sich zu dem Professor, der auf seine Bank gesunken war und von Einem zum Andern schaute, herabbeugte, — „alter Freund, ich — freue mich — in der That sehr, Sie wiederzusehen!“

„Na, Alte!“ rief Weber und wandte sich, komisch die Achseln in die Höhe ziehend, an den jungen Mann. „Da hast du das Weibervolk, Fritz! laß es dir eine Warnung sein!“

Dann wandte er sich wieder an den Professor. „Erlaube, Jobst, daß ich dir hier meinen künftigen Schwiegerjohn, den Herrn Supernumerar Galldorf, einstigen Vice-Supernumerarrentkammerjustizcollegialdeputationsassistentenrathe vorstelle! — Herr Professor Homilius — Herr Friedrich Galldorf, — und umgekehrt!“

Der Professor machte zwar seine Verbeugung, aber sein Auge hing wie festgebannt an dem lächelnden Gesichtchen Jda's. War es doch dieselbe sonnige Stirn, dasselbe klare Auge, in welchen sich ihm vor langen, langen Jahren einmal Alles concentrirt hatte, was ihm die Welt Schönes und Seliges bieten konnte! Eine unendliche Wehmuth bemächtigte sich seiner, ein Gefühl, welches nur durch den Begriff — Heimweh bezeichnet werden kann. Himmel — leitet die deutsche Sprache von dem alten Worte Heime, Heimath — ab, und des Menschen Heimath ist im — Glück. Sehnt sich das Erdenkind nach einem höheren, seligeren Glück, seiner weiteren, — unbekanntem Heimath, so nennt es sein Sehnen — Glaube; sehnt es sich nach einem verlorenen irdischen Glück, so nennt es sein Sehnen — Heimweh!

„O Jugend, Jugend!“ seufzte der Professor und schauete in alle die alten und jungen lächelnden Gesichter um ihn her.

„Da kommt die Schwester Cäcilie mit den Kindern!“ rief Jda. „Hierher, hierher, Schwager!“

15.

War es möglich, daß ein Ehepaar eine solche Schaar von Kindern aufweisen konnte?! — Von allen Größen waren sie plötzlich da, und kamen jubelnd in die Laube gestürzt, — eine wahre Sturmfluth rothwangiger Gesichter! Kinder überall! — Auf dem Tische, unter dem Tische, an den Rockschößen des Großvaters, an den Kleibern und auf den Armen der Großmutter und Tante saßen sie, krochen sie, hingen sie, ohne daß man wußte, wie sie dahin gekommen waren.

Ganz betäubt saß der Professor da. „Das ist mein Schwiegerjohn, der Aeffor Weber, das ist meine älteste Tochter Cäcilie!“ schrie ihm der Großvater Weber ins Ohr. „Hier, Leutchen — Wetter, kann man wohl sein eigenes Wort hören?! hier, der Professor Homilius, — ein Jugendfreund von uns beiden Alten! — Ist es denn nicht möglich, diesem wilden Heer die Mäuler zu stopfen?! Heba, junges Volk! Achtung! — Wer in zehn Minuten die meisten Schneckenhäuser gefunden hat, ist der — Beste, und kriegt — das dickste Butterbrod! Fort mit Euch!“ . . .

Hurrah! Allgemeines Getümmel! Freudengeschrei! Aufbruch nach allen Seiten! — leer die Laube!

„Gottlob!“ rief der Großvater, lächelnd wie ein Diplomat nach einem gelungenen Staatsreich. „Also, Cäcilie,

Affessor! — hier — der Professor Jobst Homilius, ein großer Gelehrter, Kinderfreund und — Bewunderer des schönen Geschlechts, einst mein“ . . .

„Nimm dich in Acht, Alter!“ rief lächelnd die Großmutter.

„. . . gewaltiger Widersacher, der mir beinahe einmal das Lebenslicht ausgeblasen hätte, weil — nun — ich schweige ja schon! Ein braver Schläger — du kannst hier noch die Narbe sehen, Affessor! Hurrah, Jobst! — jetzt wollen wir aber auch unser Wiedersehen feiern, alter Trummer! Haben wir hier Alle Platz?“

„Wir Alten wohl!“ rief der Professor, seinen Regenschirm von der Bank schleudern. „Aber die Kinder?! da kommt schon Einz, — da ein Zweites! Die Kinder müssen dabei sein!“

„Wir wollen den — Onkel Homilius mit in unsere Laube nehmen,“ sagte Jda. „Sein Sie fröhlich, Onkelchen — wir wollen schon gute Freunde werden! Wenn ich Sie besuche, lassen Sie mich auch wohl einmal durch ein großes Fernrohr nach dem Monde gucken; — nicht wahr?! das ist einer meiner höchsten Wünsche!“

„Nun, kleines Volk, wer hat die meisten Schneckenhäuser?“ fragte der Affessor.

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich habe sechs!“ — „Ich habe acht!“ — „Ich habe die meisten!“ . . .

„Ach Gott, ach Gott, die reinen Schürzen und Kittel! Liebste, beste Kinder, bringt die Thiere wieder fort!“ rief die Frau Cäcilie. „Bitte, setzt sie wieder ins Gras!“ . . .

„Kinder!“ rief der Großvater Weber. „Brennt Ihr wohl diesen Onkel Jobst, wie er da ist, ganz leise und behutsam in die nächste Laube bringen. In dieser ist nicht Platz genug für uns Alle!“

Sechzehn braune, blaue, graue Kinderaugen richteten sich auf den Professor. Stille — wie vor einem ausbrechenden Sturm! Jest! — — Allgemeiner Jubelruf! Sturm, — Dran, — Hurrikane! . . . Sechzehn Händchen bemächtigen sich des Alten. Er steht auf den Füßen, ohne zu wissen wie! Er wird gezogen — geschoben; — er schwankt, — er verliert den Hut . . .

„Langsam, langsam!“ ruft der Affessor, vergeblich die wilde Schaar von dem Alten abwehrend. Den Horaz und den Gut faßt Jda, den Regenschirm und Stock rettet die Großmutter, der halbgeleerten Weinflasche bemächtigt sich der Großvater Weber; — der Professor der Astronomie Jobocus Homilius ist hinter dem grünen Gebüsch der Nachbarlaube verschwunden . . .

16.

„Wo mag er nur stecken?“ sagte kopfschüttelnd Frau Magdalena, die angezündete Lampe auf den bücherbedeckten Arbeitstisch in der Studirstube des gelehrten Mannes stellend. Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! Da schlägt es schon zehn Uhr! Ich habe seine Schreibereien so schön geordnet; ach Gott, ach Gott! wenn er sich nur kein Leid angethan hat?! Die Nachbarin Klappmann hat immer gesagt, er würde sich noch einmal erhängen“ . . .

Ein Schritt ließ sich auf der Treppe hören.

„Ist er das? Sein Gang ist's! — Nein, — doch nicht! Wahrhaftig er ist's! — — Alle Heiligen!“ . . .

Die gute Frau prallte drei Schritte zurück, als sie die Thür öffnete.

Der Professor trat ein! Frau Magdalena erkannte ihn fast nicht wieder! —

Der Hut saß ihm etwas seitwärts auf dem Kopfe und gab ihm ein ganz jugendliches Ansehen; in der linken Hand trug er einen großen Blumenstrauß und in der rechten schwang er den Stock. Den Regenschirm hatte er verloren.

„Ob ich's wag' und ob ich's thu', Ob's die Herr'n auch lassen zu?“

Guten Abend, Frau Magdalena!“ sang und sagte er und fuhr fort:

„Himunter den Plunder!

Himunter den Plunder!

Himunter, himunter, hin — unter mit ihm!“ . . .

„O je, o je, Herr Professor!“ stammelte die Wirthschafterin. „Aber Herr Professor“ . . .

„Frau Magdalena!“ sagte der Professor. „Ein Wort für tausend! Morgen besucht mich der Hans, der Fritz, Fräulein Zettchen, Lottchen, Lieschen, und so weiter, und so weiter — große Gesellschaft habe ich morgen, Frau Magdalena: alte Leute, hübsche Leute, kleine Leute, große Leute, niedliche Leute! — Magdalena, sieh doch nicht so verärgert, so — brummig aus — Ha, ha ha! — Eine große Gesellschaft, Magdalena! Großväter und Großmütter, Väter und Mütter, — Braut und Bräutigam! — Wie ich sehe, Magdalena, hast du einmal wieder meine ganzen Schriften und Bücher auf deine Weise geordnet — du hast mich dadurch ärgern wollen — ha, ha ha — ich danke dir dafür! Bin ich nicht Onkel geworden? wer ich nicht bald Pathe, — Gevatter, he?! — Also, — Alles klar gemacht auf Morgen, die Spinnweben heruntergerissen in die Fenster gepußt! — Viele Damen kommen und — die hübscheste darunter heißt — Jda! — Jda! ist das nicht ein hübscher Name?“ . . .

„Der jüngste Tag ist gekommen!“ rief die Wirthschafterin schlug die Hände zusammen und stürzte hinaus.

Der Professor aber füllte ein Glas mit frischem Wasser und setzte seinen Blumenstrauß hinein.

„Jda!“ sagte er. „Einst dachte ich, es gäbe keinen schöneren Namen als — Natalie!“ . . .

Er zog seinen alten Lehnstuhl an den Tisch, stützte das Haupt auf beide Hände und richtete das Auge fest auf die Blumen.

„Ich hab's gekonnt! Ich hab's gekonnt! Wer hätte gedacht, daß ich heute noch zum — Lachen kommen würde?“ sagte der Professor der Astronomie Jobocus Homilius. Schüttelte sich dabei wie Jener, der endlich das Gruseln gelert hatte, aber er schüttelte sich vor Behagen. — Hundert Jahre alt kann der Professor Homilius werden! —

Zwei Tulpengeschichten.

Von M. Rosenhahn.

1.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts herrschte bekannlich in Holland die Tulpenmanie, die manchen Aimen reich und manchen Reichem arm machte. Denn wie jetzt mit Staatspapieren, so speculirte man damals mit Tulpenzwiebeln, eine gefährliche Speculation, die Diesen zum Bettler und Jenen zum Millionär machte.

In Harlem lebte damals Herr van der Lübben, ein stämmiger Mann, der aber so geizig war, daß er sich und seiner Tochter Cleonore kaum einen Bissen Brod gönnte. Auch van der Lübben speculirte mit Tulpenzwiebeln und hatte sich dadurch ein großes Vermögen erworben. Er verhandte Tulpenzwiebeln nach England und Frankreich, und ließ sie sich theuer bezahlen.

Die Eucht nach schönen Tulpen war damals so groß, daß manche Zwiebel mit vier-, fünf-, der Semper Augustus sogar mit sechstausend Gulden bezahlt wurde.

Herr van der Lübben wußte aus dem Tulpenrausche seiner Landsleute den größten Nutzen zu ziehen. Er gab einer und derselben Zwiebel wohl zehn verschiedene Namen, von denen der eine immer noch lebender und glänzender als der andere war. Eine dieser Zwiebeln nannte er Regina mirabilis, ein Name, der gar nicht mit Geld zu bezahlen war.

Eines Tages ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. „Wahrscheinlich ein Tulpenliebhaber! Man lasse ihn ein!“ sagte van der Lübben. Der Fremde überreichte dem Tulpenfabrikanten einen Empfehlungsbrief von van der Lübben's Bruder in London, welcher sich seit einer Reihe von Jahren dort niedergelassen hatte. Van der Lübben quetschte eine Brille auf den Sockel seiner Nase und las: „Mein sehr werther Herr Bruder! Derzeitiger Diebstahl Herr Littleboom, der einzige Sohn eines der reichsten Kaufleute Londons, der eine Reise nach dem Continent unternimmt, um sich dort eine Frau zu suchen, weil er eine entschiedene Abneigung gegen die Schönen seines Vaterlandes hat. Ich gab ihm einen Brief an Dich, weil ich weiß, daß Du eine schmeiche Tochter hast. Wenn Deine Cleonore ihm gefällt, so bin ich fest überzeugt, daß er sie heirathen wird, und daß Du gern einwilligst, da Master Littleboom ein Vermögen von mindestens 800,000 Pfd. Sterl. besitzt.“

Van der Lübben konnte nicht weiter lesen. 800,000 Pfund Sterling! Die Zahl weckte in seiner goldgerigen Seele eine Unzahl sanguinischer Geynungen, die ihn in die heiterste Stimmung versetzten. „Acht mal hundert tausend Pfund!“ sprach er zu sich selbst, und fiel dem Engländer um den Hals, drückte ihn an seine Brust, ließ ihn 3000 Mal willkommen, und lud ihn zugleich zum Frühstück ein.

„Das Frühstück nehme ich an, denn ich habe einen pferdemäßigen Hunger.“ sagte der Engländer.

„Edele Offenherzigkeit, die mich bis zu Thränen rührt,“ erwiderte der Freundschaft heuchelnde Tulpenkaufmann. Er klingelte, worauf ein Diener eintret, dem er ein Wort ins Ohr flüsterte; dieser ging wieder ab und kam bald darauf mit einem Frühstück zurück, das aus Hering, Porter und Käse bestand. „Acht mal hundert tausend Pfund Sterling! Wenn der mein Schwiegerohn würde, ich könnte ihn vor Liebe auffressen,“ so dachte der Holländer und lud den Engländer ein neben ihm Platz zu nehmen.

„Sie sollen eine Tochter haben,“ sprach der Engländer. „Zu dienen, Herr Littleboom.“ „Ist sie schön?“ — „Wunder schön, wie mir aus dem Gesichte geschienen.“ Der Engländer warf einen trocknen Blick auf sein vis à vis, das der Ausdruck der Häßlichkeit selbst war, und konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Wie alt ist Ihre Tochter?“ fragte der Engländer. „Siebzehn Sommer,“ antwortete der Holländer. „Könnte ich sie wohl einmal sehen?“ fragte der Engländer. „Gleich will ich sie holen; sie wird aber noch im Nöglige sein, denn es ist noch sehr früh; jedoch das hat nichts zu sagen.“ „Au contraire,“ sagte der Engländer; „ist sie blond?“ „Sehr blond,“ sprach der Holländer. „Essen und trinken Sie, als wären Sie hier zu Haus. Gleich bin ich wieder bei Ihnen.“ — 800,000 Pfund! Ein Goldjunge! sprach er bei sich selbst, und ging ins Seitengemach, um seine Tochter zu holen.

Der Engländer ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er öffnete die zweite Flasche Porter, da er die erste bereits geleert hatte, und entwickelte nun einen Appetit, der alle Grenzen des Anstandes überstieg; er verschluckte einen Hering nach dem andern und entforckte jetzt die dritte Flasche.

„Was sind denn das für Dinger dort auf dem Teller? Vermuthlich Zwiebeln zum Hering.“ Er roch daran. „Ganz recht, es sind Zwiebeln!“ Darauf schälte er eine nach der andern und verschluckte sie theilweise mit dem Hering.

Jetzt kam van der Lübben zurück. „Meine Tochter wird bald hier sein.“ „Schon gut, es hat keine Eile.“ „Schmeckt es Ihnen, wenn ich fragen darf?“ „Gut, recht gut. Sie sehen, ich habe so ziemlich Alles aufgegessen, was auf dem Tisch stand.“ Van der Lübben warf den Blick auf die fast leeren Teller und stieß einen fürchterlichen Schrei aus. „Herr Gott!“ rief er aus, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Warum schreien Sie so?“ fragte ruhig der Engländer, und spülte den letzten Bissen, der ihm noch in der Kehle stak, mit einem tüchtigen Schluck Porter hinunter.

„Herr, wissen Sie wohl, was Sie da gegessen haben?“ schrie der Holländer.

„Nun, doch nicht etwa Gift?“ antwortete der Engländer ruhig.

„O, wäre es nur das, da würde ich mich wohl zu trösten wissen, aber Sie haben mir fünf Zwiebeln aufgegessen.“

„Ja, das hab' ich! Ist denn dies ein so großes Unglück?“

„Freilich ein Unglück, ein großes Unglück, ein schauderregendes, schauderhaftes Unglück! Die Zwiebeln waren ja keine gewöhnlichen Zwiebeln.“

„Was denn sonst?“

„Tulpenzwiebeln, kostbare Tulpenzwiebeln, die ich, bevor Sie kamen, einpacken und nach Amsterdam senden wollte. Sie haben einen Semper Augustus für 5210 fl., einen Admiral

Liefken für 4800 fl., eine Regina mirabilis für 4600 fl., und eine Donna Maria für 3200 fl. gegeben. Herr, das ist ein Frühstück, das mich bankrott macht (er rang die Hände, die Thränen standen ihm in den Augen) — ist mir der Mensch meine schönen Tulpenzwiebeln, meine kostbarsten Hoffnungen! Mann des Satans, schaffen Sie mir die fünf Zwiebeln wieder, oder Sie sind ein Kind des Todes! Sie müssen mir meine fünf Zwiebeln zurück verschaffen, oder mir 20,000 Gulden Schadenersatz leisten.“

„20,000 Gulden Schadenersatz? Das werde ich wohl bleiben lassen. Warum ließen Sie die Zwiebeln auf dem Tische liegen, ohne mich davor zu warnen? Das ist Ihre Schuld!“

„Warum äßen Sie diese Zwiebeln, ohne mich zuvor um Erlaubniß zu bitten?“

„Weil ich glaubte, daß es gewöhnliche Zwiebeln seien, die Sie, als zum Frühstück gebührend, mit auftragen ließen.“

„Vor Wuth könnte ich mich selbst mit Füßen treten.“

„Thun Sie das wenn es Ihnen Spaß macht.“

„Herr, keine Echerze! Ist mir der Mensch meine kostbarsten Tulpenzwiebeln! Wenn ich eine dieser fünf Zwiebeln zur Mitgift hätte geben wollen, jeder Graf würde sich dann ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie zur Frau zu nehmen.“

„Die Zwiebeln oder die Tochter?“

„Herr, wenn Sie sich untersehen, noch einmal einen Echerz zu machen, so bringe ich Sie um. Reizen Sie mich nicht, wecken Sie nicht den schlummernden Löwen!“

„In diesem Augenblicke trat Cleonore, die Tochter van der Lübben's, ein. Der Engländer erblickte sie — ihre Schönheit elektrisirte ihn dergestalt, daß er betroffen zurück trat.“

„God damn, das ist die schönste Tulpe, die Sie besitzen,“ sagte er zu van der Lübben. „Die Tulpe muß mein werden, verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe Alles!“

„Wollen Sie auch diese Tulpe verschlingen?“

„Ja, vor Liebe!“ rief der Engländer.

Cleonore erbüßete und schlug das Auge nieder. Sie glich jetzt einer Engelsgestalt von Carlo Dolce. Der Engländer war entzückt, und bat um ihre Hand. Drei Tage nachher wurde die Verlobung gefeiert.

2.

Ein holländischer Gärtner war mit einem heimathlichen Schiffe glücklich in dem mittelländischen Meere eingelaufen. Er hatte die portugiesische und spanische Küste schon weit hinter sich und kam dem Endpunkte seiner Reise, der Insel Sicilien (wo er eine Kiste prächtiger und werthvoller Tulpenzwiebeln, die er mit sich führte, umzusetzen gedachte) immer näher. Da erhob sich ein furchtbarer Sturm. Das Schiff neigte sich bald von der einen, bald von der andern Seite in das Meer; ein Mastbaum nach dem andern trennte sich von dem beschädigten Fahrzeuge, welches wie ein Ball bald in die Höhe gehoben, bald zur Tiefe hinabgeschleudert wurde. Endlich zerbrach es wie Glas an einer schroffen Felsenwand. Von sechs und achtzig Mann, welche auf dem Schiffe waren, war einzig und allein der Gärtner am Leben geblieben. Die Wellen hatten ihn an das Ufer geworfen. Aber die Gewalt des Sturmes hatte ihn so mächtig gegen die Küste geschleudert, daß er geraume Zeit wie ein Tothter da lag. Als er aus der Betäubung erwachte, fand er nicht Einen seiner Schiffsgefährten neben sich, und seine ganze Habe, auf welche er seine Zukunft und alle Hoffnung gebaut hatte, war vom stürmischen Meere verschlungen worden.

Während der Unglückliche bewußtlos am schroffen Ufer lag, kamen viele reiche Sicilianer, um auch heute, wie sie nach jedem Schiffsbruche gewohnt waren, die Trümmer des gestrandeten Schiffes zu sehen. Sie waren gewöhnt, den Anblick, welchen das Ufer nach solchen Unglücksfällen bot, als ein sehr unterhaltendes Schauspiel zu betrachten. Natürlich gehörten auch, um das Gemälde eines Schiffes zu vollenden, an das Ufer getriebene Leichname zum großartigen Ganzen, und nicht selten weilte die vornehme Welt mit vielem Interesse bei den Verwüstungen, welche das erzürnte Meer angerichtet hatte. Nachdem die Schauplust befriedigt war, ging man davon, ohne daran gedacht zu haben, ob auch vielleicht Einem der Verunglückten noch zu helfen sein möchte. So auch heute.

Da kam am späten Feierabend, müde von des Tages Last und Hitze, ein armer Tagelöhner, seiner friedlichen Hütte zuschreitend, in die Nähe des Verunglückten. Obgleich ärmer gekleidet als Alle, die, von bloßer Neugier gelockt, vor ihm am Strande auf- und abgegangen waren, schlug doch unter seinem Kittel ein ungleich edleres Herz.

Raum bemerkte er den Fremdling, da loberte das Feuer reiner Menschenliebe in seiner Brust auf. Er trat zu ihm, betrachtete die bekümmerten Züge, sah die Hilfslosigkeit des Unglücklichen, und dies war genug, einen Entschluß zur Reise zu bringen. Er machte dem Fremdling durch Zeichen bemerklich, daß er ihn zu seiner Hütte begleiten möge, und dieser verstand ihn, lehnte sich auf den dargebotenen starken Arm und ging mit dem menschenfreundlichen Manne der Wohnung desselben zu. Hier empfing die Eintretenden die sorgsame Rosinella, die Gattin des armen Sicilianers, welche alsbald Milch, Wein und Süßfrüchte, so viel es der Vorrath des kleinen Hüttchens gestattete, darbot, und eiligst Alles herbeiholte, was nach ihrer Meinung zur Sättigung und Stärkung ihres Mannes und des unglücklichen Fremdlings dienen konnte. Darauf bereitete sie den beiden Erschöpften ein weiches Nachtlager.

Nachdem der Holländer einige Tage bei diesem gastfreundlichen Paare verweilt hatte, erwachte er am vierten Morgen so ziemlich gestärkt. Er schaute zum Fenster hinaus über das Meer und bemerkte zu seiner größten Freude ein beladenes Schiff mit holländischer Flagge. O, blühte ihm doch dasselbe ein freundlicher Bote aus seinem heimathlichen Holland zu sein, gesendet, ihn der trauten Heimath wieder zuzuführen. Er säumte nicht, demselben zuzueilen, und nahm von seinen Wohlthättern herzlichen Abschied, ihnen durch Gebarden noch den tiefsten Dank seines Herzens ausdrückend und, indem er traurig auf seine leeren Taschen zeigte, ihnen andeutend, daß er Nichts bestze, womit er im Stande sei, ihre treue Pflege zu vergelten. Sein stehend nach oben gerichteter Blick schien auszusprechen: „Vergelt' Euch Gott Alles, was Ihr an mir gethan!“

Die guten Leute hatten gleich anfangs auf keine Bezahlung gerechnet, sondern aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe sich des Verlassenen angenommen; daher fühlten sie sich nicht betroffen, als ihr Gast ohne Bezahlung von ihnen schied. Nein, sie begleiteten ihn mit derselben Freundlichkeit zum Strande, mit der sie ihn in ihre Hütte aufgenommen hatten. Frau Rosinella gab ihm noch allerhand Süßfrüchte und kühlendes Getränk mit auf die Reise.

Am Strande angekommen, bemerkte der Holländer, bevor er sich noch von seinen Gastfreunden trennte, einige der Tulpenzwiebeln, nachdem die Kiste zerbrochen worden war, an das Land getrieben.

„Nehmt dieses Wenige meiner verlorenen Habe!“ sprach er durch Zeichen, — „Gott wird es segnen!“ Zugleich suchte er seinen Begleitern begreiflich zu machen, wie sie mit diesem Geschenke verfahren sollten. Hierauf schied er von ihnen.

Noch an demselben Tage übergab das Ehepaar, wie ihnen angedeutet worden war, diese Zwiebeln dem Schooße der Erde. Und sie harreten nicht umsonst. Bald sproßten grüne Spitzen aus der Erde hervor. Nach einige Wochen, und — hoch über den breiten grünen Blättern wiegte sich die schwellende Knospe, bis endlich Tulpen, so schön, wie man sie auf der ganzen Insel noch nie gesehen, in üppiger Fülle sich entfalten.

Jetzt erst verstanden die guten Leute die Deutung des Zeichens ihres fernem Freundes: „Vergelt' es Euch Gott!“

Bald verbreitete sich das Gerücht von den wundervollen Blumen, welche dem armen Maestoso durch den Holländer zu Theil geworden waren, auf einem großen Theile der Insel, und viele vornehme Herren und Damen verschmähten es nicht, die kleine Hütte und das niedliche Gärtchen des armen Sicilianers zu besuchen, um die in prachtvoller Blüthe stehenden Tulpen, welche der Fremdling zurückgelassen, zu sehen. Man machte Bestellungen auf Zwiebeln für den nächsten Herbst, und manches blanke Goldstück wanderte in die Tasche des guten Maestoso, welcher auf diese Weise recht sichtlich von Gott für seine menschenfreundliche That segnet wurde. Er lag nunmehr mit allem Fleiße der Blumenzucht ob und begründete dadurch den Wohlstand, dessen er und seine Nachkommen sich zu erfreuen hatten.

So wurden diese Tulpenzwiebeln ein Mittel in der Hand des gerechten Gottes, wodurch der Segenswunsch des dankbaren Holländers: „Vergelt' es Euch Gott!“ in reiche Erfüllung ging. [2187]

Frühlingslied.

Es geht ein Frühlingsgrüßen
Hin durch die weite Welt,
Die duftigen Weiden sprießen,
Es grünet Wald und Feld.

Die Nachtigallen singen,
Die Blüthe nickt vom Baum;
Das ist ein Jubeln, ein Klingeln
Im blauen Himmelsraum!

Das Herz schaut ganz erschrocken
In all die Lust hinein,
Die Blumen schmiegeln und locken:
„Du mußt auch fröhlich sein!“

Das will nicht leicht ihm dünken,
Der Winter war so trüb' —
Doch fort und fort sie winken,
Die Blumen gar zu lieb.

Da wirft's das Joch der Schmerzen
Weit ab und und jauchzet frei, —
Lenz draußen und Lenz im Herzen,
Der Winter ist vorbei! —

Antonie v. Rohwedell.

Der Wind.

Ein Bruder „Luftig“ ist der Wind:
Er spielt mit jedem Blatt;
Dienstfertig reißt er stets geschwind,
Wird nimmer müd' und matt.

Er bringt herbei viel Hälmchen Stroh
Manch unbenutzten Nest —
Schenkt sie dem Vogel, welcher froh
Damit erbaut sein Nest.

Die Samenkörner trägt er weit
Zum Felsen, rauh und kahl,
Daß dort erblüh'n zur Sommerzeit
Die Blumen, wie im Thal.

Und manchen Gruß nimmt er vertraut
Mit fort in's ferne Land;
Doch, wer auf eine Antwort baut —
Der hat ihn nicht gekannt.

Die Mode.

Der Ernst der kirchlichen Feste im Verein mit dem Frühling haben den rauschenden Vergnügungen des Winters ein Ende gemacht, die Attribute der Balltoilette werden bei Seite gelegt, und sogar die reizenden Coiffuren von Crepp, Goldperlen, Federn und Blumen finden höchstens noch im Theater ihre Anwendung.

Die letzteren freilich, Federn und Blumen, sind deshalb nicht verabschiedet, sondern haben nur ein anderes Relief erhalten, als beliebteste Verzierung der leichten Frühjahrsblüte von Crepp, Taffet und Blonde, welche bis zur völligen Herrschaft der Strohhüte in wärmerer Jahreszeit mit Vorliebe zur Promenadentoilette getragen werden.

Die Federn, dieser einst nur winterliche Schmuck, ist jetzt zu solcher Zartheit ausgebildet und steht in so hoher Gunst, daß er sogar den Blumen ihren Platz auf den Hüften streitig macht und streitig machen wird.

Die Form der Frühjahrsblüte unterscheidet sich in Nichts von den Putzhüten der letzten Saison, als höchstens in dem Bestreben, die für einen Hut mögliche Kleinheit zu erreichen und ihn auf ein reizendes „Etwas“ zu reduciren, welches ein freundliches Lächeln auf den Scheitel der Dame „geweht“ zu haben scheint. Wer könnte die lustigen Phantastiegebilde, die ich meine, mit dem Ausdruck verunglimpfen: „den Hut aufsetzen“, sie scheinen in Wahrheit angezogen.

Durch Nr. 14 des Bazar, bei Gelegenheit der neuen Strohhüttenformen der Elster'schen Fabrik, werden unsere Leserinnen über die Eigentümlichkeiten der diesjährigen Sommerhüte bereits unterrichtet sein; dennoch glauben wir, durch Beschreibung einiger Frühjahrsblüte jenen mehr den Strohhüten geltenden Bericht vervollständigen zu dürfen.

Hut von weißem Crepp und gelbem Taffet (bouton d'or). Der originellste Schmuck desselben besteht in einem weißen, mit schwarzem Schmelz geschnitten, mit schwarzen Schmelzfransen besetzten Tüllschleier, welcher, vorn in der Mitte des Schirms durch ein breites, mit schwarzem Sammet und Schmelz verziertes Band etwas zusammengefaßt, über den Kopf hinweg als Fanchontuch auf das Vavolett fällt, das von gelbem Taffet und mit entsprechender Sammetgarnitur versehen ist. Nach dem Schirm zu hat der Schleier die gleiche Verzierung der Schmelzfransen, herabfallend auf die im Innern der Passe angebrachte Quirlende gelber Jonquillen. Schleife von gelbem Taffetband mit schwarzen Rändern.

Eine für Bräutchen empfehlenswerthe Capote war aus orange Taffet, schwarzem Sammet, schwarzen Spitzen und Büscheln orangefarbener Azaleen gearbeitet; — für eine zarte Blondine passend ist dagegen ein Hut von rosa gestreiftem Crepp mit rosa Hyacinthenzweigen im Innern des Schirms, einem rosa Paradiesvögel an einer Seite der äußeren Capote und rosa Rinnischleife. Die Paradiesvögel überhaupt, sehr verschieden von denen früherer Zeit, werden in diesem Sommer, Dank der Kunstfertigkeit einiger Pariser Fabrikanten, einen beliebten Schmuck der Hüte bilden, denn jene Künstler haben das Gesteck des kleinen Wandervogels so zu variiren gewußt, daß er auf jedem italienischen oder Neisstrohhut placirt werden kann, mit welcher Farbe derselbe auch garnirt ist. Es giebt Paradiesvögel in allen Farben, also ist es ein Leichtes, sie mit der Garnitur des Hutes übereinstimmend zu wählen.

Daß Glöckchen zu den beliebten Verzierungen der Hüte gehören, erwähnten wir bereits, und liefern die Abbildungen der Strohhüte in Nr. 14 dafür einige Beweise; wie hübsch sich die

Glöckchen von Stroh auch auf andern, als Hüten desselben Materials ausnehmen, hatten wir an folgender Capote zu bemerken Gelegenheit: Sie war von pensée Crepp, um Passe und Vavolett mit schwarzen Spitzen und einer dichten Reihe von Strohglöckchen besetzt, die Kopfgarnitur dem entsprechend aus schwarzen Spitzen, welche, in Louffen zusammengefaßt, den zierlichen Strohglöckchen als vortheilhafte Folie dienen. Weichenbouquets an den Seiten des Hutes, im Innern des Schirms eine Reihe feinerer Bouquets derselben Blumen vollendeten die distinguirte Einfachheit dieser Capote.

Die Sommermäntel dürfen wir hier übergehen, da denselben in diesmaltiger Nummer ein besonderer Raum gewidmet ist, und wenden unsere Aufmerksamkeit den Kleidern zu, der Rangordnung gemäß mit den seidenen beginnend.

Schwere Stoffe mit reichen Blumen- und Arabeskenmustern in chinitem Geschmack (à la Pompadour) werden zu Staatsroben gern gewählt, wie überhaupt das chinitre Genre auch an andern Gegenständen der Toilette noch stets sich geltend macht.



Pariser Moden.

Zur Promenadentoilette und zu einfachen Gesellschaften sind Kleider von klein-carrirem Taffet sehr beliebt, z. B. rosa Carve mit grau und weiß chiniten, oder graue mit grünen abwechselnd und das Ganze bedeckt von einem feinen schwarzen Netz. Schwarze Kleider sind und bleiben elegant, besonders zur Haus- und Promenadentoilette. Man fertigt sie jetzt weniger mit Volants, als à doubles jupes, und giebt beiden Röcken eine übereinstimmend schürzenartige Verzierung; vielleicht dürfte die genauere Angabe einer solchen in einfacher Weise erwünscht sein; so lassen wir denn die Beschreibung eines Besatzes folgen, welcher Einfachheit mit Eleganz vereinigt.

Die Robe hat zwei sehr weite Röcke, der erste ist namentlich hinten sehr lang, der zweite bis unter das Knie reichend. Jeder dieser Röcke wird zu beiden Seiten mit einer Pyramide von schwarzem Sammet garnirt. Jede dieser Pyramiden besteht aus 2 Streifen breiten Sammetbandes (1/2 Viertel Elle breit), von unten nach oben in abnehmender Entfernung (von 7/16 — 5/16 Elle) aufgesetzt und verbunden durch leiterartige Querstreifen schmaleren, zollbreiten Sammetbandes. Dieser

Besatz des unteren Rockes muß etwas über die Stelle hinausreichen, wohin der Saum des oberen Rockes trifft. Die Garnitur dieses zweiten Rockes geschieht ganz in derselben Art, nur daß die breiten Bänder der Pyramiden unten 2/16, oben nur 1/16 Elle auseinander stehen und gerade auf die des unteren Rockes treffen müssen. Die langen Schöße der hohen Taille und die breiten Volants der Ärmel erhalten dieselbe Verzierung in kleineren Dimensionen.

Als Promenadenkleider besonders zu empfehlen sind die Roben aus Wolle und Seide mit abgepaßter Garnitur, welche den seidenen kuschelnd gleichen, sich nie zerbrüchen, und auf der Straße, schon ihres geringeren Preises wegen, jenen vorzuziehen sind.

Die Kleider sind immer noch so weit, daß sie die Unterfühlung steifer Unterkleider nicht entbehren können. (Als zweckmäßig haben sich die Fischbein-Ärbe erwiesen (verzeihen Sie den Ausdruck, aber ich finde keinen bezeichnenderen); durch Bänder lose zusammenhängende Fischbeinreifen von erforderlicher, nach oben zu abnehmender Weite, in weißbaumwollenem, gewebtem Ueberzug. Diese Art Steifröcke sind leicht zu tragen, leicht zu verpacken und sehr dauerhaft, obgleich nicht ganz wohlfeil.

Das eleganteste steife Unterkleid ist jedenfalls das ohne Beihilfe von Stahl oder Fischbein aus dem von Constant-Jourdran in Paris erfundenen Gewebe: tissu impérial gefertigte, welches allerdings der Wäsche unterworfen ist, aber durch dieselbe Nichts von seiner ursprünglichen Steife verliert.

Des Steifrocks können wir nicht entbehren, schon unserer langen Kleider wegen nicht, die ja so schon auf den Straßen mannigfachen Gefahren ausgesetzt sind.

Wie sehr die Berührung der nassen, schmutzigen Trottoirs den Kleidern verberlich ist, haben wahrscheinlich schon alle die erfahren, denen eine Equipage nicht ständlich zu Gebote steht, und deren giebt es Viele; seit längerer Zeit bedient man sich zur Schonung der Kleider zwar der sogenannten „Pagen“, aber die Unterkleider, die armen weißen Unterkleider kommen dem ungeachtet selten steckenlos bei einem Geschäftsgange im Regenwetter davon.

Diesem Uebelstande abzuwehren, haben einige verständige Pariserinnen sich entschlossen, bei Regenwetter auf der Straße nicht nur das Kleid hoch aufzuschürzen, sondern — auch keinen weißen Unterrock zu tragen, und haben dafür einen bunten Unterrock in die Mode gebracht. Er ist aus rothem Wollstoff mit schwarzen Querstreifen, und wird wahrscheinlich im künftigen Winter auch hier in Aufnahme kommen. Wenigstens glaube ich,

daß eine so hübsche und zugleich ökonomische Tracht bei den Frauen Deutschlands, namentlich bei denen des Mittelstandes, Anklang finden müsse.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ein bunter Unterrock der Eleganz feindlich gegenüberstehe, indessen muß man bedenken, daß bei nothwendigen Wanderungen auf nassen Trottoirs die Forderungen der Eleganz in den Hintergrund treten, und daß ein besetztes weißes Gewand unendlich häßlicher ist, als ein besetztes buntes.

Wir kehren von dieser Abschweifung nach einem von der Mode selten betretenen Gebiet in allerdings schönere Regionen zurück, um bei der Gesellschaftstoilette junger Damen einige Augenblicke zu verweilen. Roben von klaren Stoffen, mit Volants oder schürzenartig durch Bouillonés verziert, werden von der Jugend am liebsten getragen. Fichur's und Berthen dienen zur Verzierung des ausgehauenen Leibchens, durch ihre Bandgarnitur mit der Farbe des Kleides harmonirend.

Eine reizende Neuheit dieses Genres sind die Berthen ganz von Posamentierarbeit, welche, da sie vorzugsweise schwarz ge-

Polterabend = Scene.

Personen:

Der Mai.
Der Polterabend (ein Harlekijn).
Der grüne } Hochzeittag.
Der silberne }
Der goldene }

Polterabend (tritt rasch ein).

Ergebener Diener, Ihr Herren und Damen
Nehmen Sie meinen innigsten Dank,
Denn daß Sie mir zu Ehren kamen,
Ist klar wie der Sonnenuntergang . . .
Wie? Alles stumm! Kein frohes Begrüßen?
Aha — nun fährt es mir durch den Sinn . . .
Die Leute wissen nicht, wer ich bin.
Werde mich selber wohl nennen müssen.
O, über der Menschen kurzes Gesicht,
Sie leben in mir, und kennen mich nicht!
Doch soll ich mein eigener Verkünder sein,
So hüll' ich den Namen in Räthsel ein:

Ich habe einen schönen Bruder,
Ihm geh' als Herald ich voran,
Und glaubt mir, wahrlich sehr verschieden
Hat die Natur uns angethan.
Wohl kann er ohne mich bestehen,
Doch leider ich nicht ohne ihn.
Ihm ward der Ernst, die süßen Thränen,
Der Myrthe holder Schmutz verliehen;
Ich bin, so schöner Bier entbehrend,
Nur mit dem Schellenhut bedacht,
Zufrieden, wenn, statt mich zu preisen,
Man über mich recht herzlich lacht.
Und doch bin ich Gebieter, König
Von einer großen Geisterchaar! —
Mein Zaubervort erweckt zum Leben,
Was niemals ist und niemals war.
Nach meinem Willen ruf' ich diesen
Und jenen Geist ans Licht heraus,
Verleih' ihm Körper, Sinne, Sprache
Und führ' ihn in der Menschen Haus.
Ihr sagt: „Das ist ja unverträglich
Mit der Vernunft, das kann nicht sein!“
Ihr fragt: „Warum?“ „Wie ist das möglich?“
Ja dann bedauere ich unglücklich —
Auf Gründe laß' ich mich nicht ein!
Die Laune herrscht in meinen Reichen,
Spielt, wie sie will, mit Raum und Zeit,
Das Hergebrachte muß ihr weichen:
Sie kennt nicht die Unmöglichkeit!
Erathet Ihr . . .

(laufend)

Wer pochte an die Thür?

Hochzeittag (tritt ein).

Polterabend.

Was seh' ich — Bruder — bist Du auch schon hier?
Willst von mir Armen gar Dir Zeit noch borgen?
Fort, fort! Der Hochzeittag kommt ja erst morgen!
(Versucht ihn hinauszu drängen.)

Hochzeittag (ironisch).

Gehst es bei Dir so strenge nach dem Recht?
Ei, Bruder, so verstand ich Dich wohl schlecht,
Als ich, von Deiner Stimme überrast,
Noch eben glücklich dieses Wort erhascht:

(mit parodirender Declamation)

„Die Laune herrscht in meinen Reichen,
Spielt, wie sie will, mit Raum und Zeit,
Das Hergebrachte muß ihr weichen,
Sie kennt nicht die Unmöglichkeit.“

Du schweigst! Aha, Brüderchen schämt sich,
Und sein ehrliches Narrenherz grämt sich,
Windet sich in der Neue Gefüßlen,
Weil es wollt' den Philister spielen.
Lieber Bruder, höre mich an:
Werde Du kein vernünftiger Mann!
Düke Dich nicht mit solchen Dingen,
Die nur Klugen und Weisen gelingen,
Als da sind: Logik und Sentenzen,
Oder subtile Consequenzen —
Glaube, das wäre Dir nicht gesund
Und die Welt ginge drüber zu Grund,
Sollte das Reichthum Thorheit auf Erden
Auch noch in Weisheit verwandelt werden.
Thorheit hat jetzt einen schlimmen Stand,
Fühlt sich nirgend mehr sicher im Land,
Wie ein armer Sünder schon halb gerichtet,
Neberall ihr Mhl vernichtet,
Hat in der Angst sich zu Dir geflüchtet.
Ich bitte Dich, nimm sie wohl in Acht;
Was ist die Welt, wenn man nicht mehr lacht?!

Polterabend (schmolend).

Aber mir ist es nicht zum Lachen,
Daß Du willst den Murrpator machen. —
Ich rufe den Mai herein,
Der mag Richter sein —

(Er schwingt langsam seinen Stab in der Luft, beschwörend — dazu Musik)

(laut und langsam)

Mai!
Komm herbei!
Sag' uns, wer im Rechte sei!

Mai (erscheint).

Du ruffst so laut, als wähest Du im Hain
Mich schlummernd unter fernem Blütenbüschen,
Wo Deinem Rufe sich im Abendschein
Der Nachtigallen Liebeslieder mischen.
Ich, den Du fern geglaubt, ich war Euch nah!
Nicht nur, wo unterm blauen Himmelzelt
Im Brautgewand die Erde prangt, nicht da
Allein ist meine Heimat, meine Welt,
Auch dort, wo sich in zweier Menschen Seelen
Die Liebe ihren Himmelsthron erbaut,
Wo so wie hier sich Bräutigam und Braut
Zu ew'gem Bund der Liebe trenn vermählen,
Wo, von der Liebesonne Nacht geweckt,
Viel holde Wunderblumen sich entfalten,
Die, sonst im Keime schlummernd fest gehalten,
Selbst nicht der Ahnung scharfer Blick entdeckt,
Hier wohn' ich auch. — Sag' mir, Du glücklich Paar,
Ist nicht wie draußen, so die Welt in Euch
In Wonne, an Gesang, an Blüten reich?
In Euch ist Mai — er stieg vom Himmel nieder —
O, nehmt des Glückes, nehmt des Lenzes wahr!
„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Polterabend.

Das fährt mir wirklich in alle Glieder —

(sich besinnend)

Ich hatte doch etwas fragen wollen;
Mir fällt's nicht ein —
Was mag's gewesen sein —

(zum Hochzeittag)

Du hättest Dir's doch behalten sollen!

Hochzeittag (neidend).

Willst Du Dir heut schon mein Gedächtniß borgen?
Du weißt ja, Bruder, es erwacht erst morgen! —

(zum Mai)

Laß heute schon mich jenes Paar begrüßen.

Mai.

So komm'!

(führt ihn zum Brautpaar)

Ihr Alle kennt mich mild und warm,
Es sprossen Blumen unter meinen Füßen,
Als Freund begrüßt mich jubelnd Reich und Arm,
Ich biete Labung dem, der schwach und krank,
In milder Luft und goldenen Sonnenblicken,
Der Jugend bring' ich Liebe und Entzücken
Und Blumenduft und Nachtigallensang.
Für alle Wesen hab' ich schöne Tage —
Ihr wißt, mein Füllhorn ist an Gaben reich —
Doch diesen Tag,

(auf den Hochzeittag deutend)

den schönsten, bring' ich Euch,
Daß er empor zu höchstem Glück Euch trage.

Polterabend (vornurfsvoll zum Mai).

Ist das väterlich gesinnt?
Bin ich nicht auch Dein Kind?
Soll ich daneben stehen,
Wenn man den Bruder preist,
Da Du doch gut weißt,
Ich bin auch schön
Und klug dazu —

Mai (ihn begütigend).

Halte jetzt Ruh'!
Wir Alle sind heut Deine Gäste,
Und als Wirth vom Feste
Sei beschreibener, feiner;
Merke Dir das, Kleiner!

Hochzeittag (zum Brautpaar).

O laßt, eh' noch des Morgens Glühen
Verklärend sein Gewand umfäumt,
Den Tag an Euch vorüberziehen,
Den Eure Herzen längst geräumt.

(zur Braut)

Zwar wird in Deiner Seele streiten
Ein tiefer Ernst, ein Freudenglühen,
Weil Dich die neuen Seligkeiten
Dem längst bekannnen Glück entziehen;

Doch war das Glück, das Du genossen,
Nur eine Knospe, hart verhüllt,
Die sich zur Blume jetzt erschlossen
Und ihres Daseins Zweck erfüllt.

(einen Kranz überreichend)

Nimm denn des Hochzeittages Gabe —
Die Myrthen, Rosen auch dabei,
Die schon mit seinem Zauberstabe
Hervorgehört der junge Mai —
Nimm sie —

Polterabend.

Ich muß Dich unterbrechen.
Da muß ich doch auch ein Wort mit sprechen:
Zauberer nennst Du den Mai!
Meiner Treu —

Etwas, weil die Blumen auf der Wiese blühen,
Weiße Wälfchen durch den blauen Himmel ziehn,
Weil die Vögel in den Fliederbüschen singen,
Weil die Frösche lustig in dem Sumpfe springen,
Weil der Bach sich schwabend durch die Erden drängt,
Dreist der Schmetterling sich an die Rose hängt,

(zum Mai)

Weil Du Herr von einunddreißig schönen Tagen,

Die die Menschen oft mit Schnee und Stürmen plagen,
Wo ist da Zauberei?
Das ist nicht neu!
Kommt alle Jahr,
Ist nicht mehr wunderbar!
Und der grüne Hochzeittag so zierlich — —
Was ist da weiter?
Der kommt ganz natürlich.
Mai, sei geschiedter,
Nenne Dich keinen Zauberer mehr!
Ja, wenn ich's wär' —!
Wenn ich nur wollt',
Rief' ich zwei Hochzeittage her,
Einen von Silber und einen von Gold!
Ihr lacht?! Das macht mich nur dreister.
So sei's gethan —

(Musik, Beschwörung)

— Kommt an
Ihr Geister!
— Silber und Gold —
— Wie Ihr wollt —
Erscheint — erscheint — im Licht!!!

(Silberner und goldener Hochzeittag erscheinen)

Nun, ist Polterabend nicht
Der größte Hexenmeister?

Hochzeittag.

Der Schalk hat Recht — sie kommen — treten vor —
Der Mächtigste bleibt immer der Humor.

Mai.

So geht es auch im großen Weltenshaus,
Wie oft lacht da der Narr den Weisen aus!

Goldener Hochzeittag.

Der mächt'ge Schalk, der hier gebet,
Rief uns hervor aus dunkler Zukunft Schooß;
Wir folgen seinem Rufe hoch erfreut.

(Verbeugt sich gegen Polterabend.)

Silberner Hochzeittag (eben so).

Ja, seine Macht ist groß!
Wir danken Dir,
König der Geister,
Und loben den Meister.
Oern sehen wir
Schon heute das glückliche Paar,
Das über fünf und zwanzig Jahr
Ich krönen soll mit dem Silberkranz.

Goldener Hochzeittag (die Braut betrachtend).

Der Augen Glanz,
Der Wangen Blüthe, der lächelnde Mund
Der holden Braut, sie thum mir kund,
Wie des Mannes fester, warmer Blick:
Sie werden genießen ein bauernbes Glück.
Ja, lange Jahre voll Heil und Frieden
Sind diesem Paare beschieden.
Ueber fünfzig Jahr, wenn der Frühling neu
Die Erde schmückt, dann wecke mich, Mai!
Wohl finde ich dann auf des Mädchens Wangen
Nicht mehr die Rosen der Jugend prangen;
Ich finde sie wieder mit Locken so bleich,
Aber die Herzen an Liebe noch reich.
Rasch werden die Jahre vergehn;
Den Glücklichen fliehn
Die Tage schnell dahin.
Ich freue mich auf das Wiedersehn!
Lebt wohl — sieh die Braut, wie hold —
Ich wette, der Kranz von Gold
Steht ihr schön —
Lebt wohl — auf Wiedersehn!

Silberner Hochzeittag.

Auf Wiedersehn!

(Beide verschwinden.)

Polterabend (zu den Uebrigen).

Sagt Ihr nicht auch: „Auf Wiedersehn!“

Hochzeittag.

Das soll wohl heißen: „Jetzt könnt Ihr gehn!“

Polterabend.

O nein — zwar bin ich Herrscher am Ort,
Und es wäre ein Leichtes, ich schickte Euch fort,
Aber — mir scheint
Es besser zu fragen, was die Braut dazu meint.
Will sie den Mai noch im Zimmer genießen,
Will sie ihn wieder ins Herz verschließen,
Will er hinaus, wo die Bächlein fließen,
Mir ist's recht; wenn sie den Hochzeittag
Heute schon um sich dulden mag,
Meinetwegen!
Ich habe Nichts dagegen —

(zur Braut)

Aber mich — gib mir Dein Wort —
Schickst Du jetzt noch nicht fort!

Marie Harrer.

Das obige Scene nur bei einer Vermählung im Monat Mai anwendbar, darf kaum erwähnt werden. Die Darstellerin desselben trägt ein weißes Kleid mit Frühlingsblumen geschmückt, einen Kranz von eben solchen Blumen, welche auch den Stab, den sie in der Hand hält, umwinden. Die drei Hochzeittage erscheinen ebenfalls mit grünem — silbernem — goldenem — Kranz und entsprechendem Besatz des Kleides — mit oder ohne Schleier, nur alle drei übereinstimmend costümiert. An der Erscheinung des Polterabends, dessen Anzug halb knabenhaft ist und etwas phantastisch sein muß, sind unerlässlich: eine Schellenkappe und ein mit bunten Bändern umwickelter Stab, an dessen Spitze eine Schelle befestigt; übrigens sind bei dieser Rolle brillante Costüm und leichtes, grazioses Spielhauptbedingungen.
[2254]

Gedichte

von Leopold Schefer.

3.

Jugendpflicht.

„Das weiß ich nicht! Das hab' ich nicht!“ Das soll kein Junger sagen. Geh', such' Dir's! Das ist Jugendpflicht: Zu fragen, erjagen und wagen.

[2222]

4.

Der Reidiſche.

Ohne Sonne will ich gehn — Wenn die Andern nur nichts seh'n!

[2224]

5.

Eitelkeit.

Die geringste Eitelkeit Macht auch großen Werth zu schanden; Groß Verdienst durch Jahre Zeit Schmilzt im Nu, wie nie bestanden; Nieß ein Gott selbst hoch vom Plan: „Kommt, Ihr Kumpe, staunt mich an!“ Und die schönste Herzensherrin Wird verlacht als eitle Narrin. Denkst Du nur: „ich bin bescheiden“, Bist Du werth den Stolz zu leiden; Wüßt' ein Kind: „ich bin ein Kind“, Aus ist's mit dem Kind geschwind!

Du, Du sei ein braver Mann — Aber denke niemals dran!

[2225]

6.

Du verlange nur Dich.

Willst Du um die Vergänglichkeit nie Klagen noch weinen, Sei die Vergangenheit schön Dir, und zum Danke Dir lieb!

Anderß mußte der Gott selbst Sterblichen nicht zu genügen — Oder er mußte sie nicht senden in's Leben. — O schad! Darum lebe beglückt; und dazu lebe voll Unschuld, Mensch, und verlange die Welt nicht! ... Du verlange nur Dich!

[2226]

Schule und Haus.

Fünfzehnter Artikel: Weibliche Handarbeiten.

Welch eine Fülle von Poesie und innerer Glückseligkeit ruht in der Anfertigung von weiblichen Handarbeiten! Dieselben gewähren eine Freude, wie es bei wenigen Arbeiten der Männer der Fall ist, oder sein kann. Der Mann muß bei seinen Arbeiten zumeist ganz sein; er darf Blick und Geist nicht abseits schweifen lassen, während die Frau mit jedem Stich, mit jeder Nadel, die sie durch die Finger gleiten läßt: Wünsche, Träume und Gedanken mit verarbeitet.

Manche solcher Arbeiten gleichen dem Tagebuche, das ein stilles, verschwiegenes Herz für sich geführt — und das die Anfertigerin nur allein zu lesen vermag. Darum aber sind auch diese Arbeiten weniger geisttödtend, als viele Arbeiten der Männer; darum ermüden dieselben nicht so, als es ohne dies Abschweifen der Gedanken sein würde.

Auf der andern Seite haben aber auch diese weiblichen Handarbeiten einen entscheidenden pädagogischen Nutzen, einen Nutzen — der leider häufig in seiner ganzen Größe nicht erkannt wird.

Das Stricken, so einförmig, langweilig, es zu sein scheint, ist dennoch für junge Mädchen von unberechenbarem Nutzen. Dieselben gewöhnen sich dadurch nicht allein an eine Ausdauer, an eine Stetigkeit im Arbeiten, sondern sie haben auch Freude an der Sache, die ihnen eine geistige Beschäftigung nicht sofort geben kann — sie sehen, fühlen und empfinden den praktischen Nutzen und Werth ihrer Thätigkeit. Ein Mädchen, von Jugend an gewöhnt, sich Strümpfe selbst anzufertigen, wird leichter eine Selbstständigkeit gewinnen, die sie veranlassen wird auch in anderer Hinsicht zu suchen, ohne Hilfe Anderer fertig zu werden. Es wird Lust und Liebe zur Arbeit bekommen, es wird seine innere Kraft stärken — und Trieb haben, größere, schwerere Arbeiten zu versuchen, zu vollführen. Es ist eine gänzlich unzeitige Verzerterung, jungen Mädchen diese einfachen weiblichen Handarbeiten nicht aufzuerlegen; sie vielmehr zu lehren, diese Sachen gering und nichtachtend zu behandeln. Viel Familien-Unglück in der Welt rührt daher, daß die jungen Mädchen mehr für das Äußere, für die Gesellschaft, als für das Haus erzogen werden. Es ist ein Haschen und Jagen nach Kenntnissen, die das Leben verschönern würden, wenn nicht der Kern desselben, die Häuslichkeit, das Glück der kleinen, scheinbar unbedeutenden Beschäftigungen darüber zu Grunde gingen.

Viele meiner Leserinnen werden vielleicht nicht mit vorstehenden Worten übereinstimmen und denken: diese einfachen, weiblichen Arbeiten, als Nähen, Stricken, bedarf mein Kind nicht; es ist besser, dasselbe lernt die feineren weiblichen Fertigkeiten, lernt nur Sticken, Häkeln und dergleichen mehr. Aber offen gestanden! Können selbst diese feineren, mehr blendenden Arbeiten sauber, schön angefertigt werden, wenn das Kind nicht von Jugend an gewöhnt wurde, Ausdauer, Sauberkeit, Geschmack und Geschick in den Elementen weiblicher Handarbeiten zu zeigen? — Es ist gewiß eine weise Verordnung der Behörden, daß in den niederen Schulen für weibliche Handarbeiten jene feineren weiblichen Handarbeiten nicht gelehrt werden sollen; oder höchstens nur dann, wenn die Elemente gehörig fest und sicher gehandhabt werden.

Erkennt man den Mann an seinen Büchern, so lernt man die Frau an ihrem Strickstrumpf kennen.

Der Bazar hat das erste Bestreben, sämtliche weibliche Handarbeiten zur höchsten Vollkommenheit, verbunden mit praktischem Nutzen für Haus und Leben, zu bringen; er verkennt auf der andern Seite aber auch keineswegs, daß diese Vollkommenheit nur erzielt, nur erreicht werden kann, wenn Stetigkeit, Festigkeit, Sauberkeit und Ausdauer in den ersten Elementen weiblicher Handbeschäftigungen ausgebildet und erreicht wurde.

Die sogenannten Industrieschulen für die weibliche Jugend werden ein Segen für die Menschheit werden, wenn sie richtig geleitet, auch von den Müttern in ihrer ganzen Ausdehnung gewürdigt werden. Ein weibliches Wesen, ausgerüstet mit einer Fülle geistiger Kenntnisse, aber mangelhaft in der Anfertigung der einfachsten weiblichen Handarbeiten, wird sich ruheloser, unglücklicher, hilfloser im Leben fühlen, als ein geistig beschränktes, das aber wohlbewandert in diesen Künsten ist.

[2278]

f. B.



Wir wollen auf das Erscheinen zweier Bücher aufmerksam machen, welche unseren Leserinnen zu empfehlen wir nicht unterlassen können, obgleich das Prädicat „neu“ in Bezug auf den Buchhandel nur dem zweiten Werke zukommt. Es sind: Gedichte von Robert Prutz (vierte verbesserte und vermehrte Auflage) und der Sonnwendhof, Volksschauspiel von Rosenthal.

So verschieden das Genre ist, dem diese Werke angehören, haben sie in ihrer mehrjährigen Existenz ihre Anziehungskraft stets ungeschwächt bewiesen und dadurch gezeigt, daß ihr Werth kein ephemerer sei.

Robert Prutz's Muse, so kräftig als holdselig, so unverfälscht an Gefühlen als vollendet in der Form, ist in ganz Deutschland gekannt und anerkannt.

Rosenthal's Sonnwendhof hat sich durch die Darstellung auf der Bühne ins Herz des deutschen Publikums gedrängt, es wird geliebt, wo es erscheint, und das ist ein Urtheil, welches jeder Autor seinem Werke wünschen möchte, die mächtigste Kritik, vor deren Stimme das Zischen tadelstüchtiger Recensenten verstummen muß.

Von der Bühne herab dieses Bild naturwüchsigem Gefühlsliebens an sich vorüberziehen sah, wird durch das Lesen des Wertes sich den hohen Genuß lebhafter Erinnerung bereiten.

Die elegante Gediegenheit der Ausstattung beider Bücher zeigt, daß die Verlagsbuchhandlung (J. J. Weber in Leipzig) von dem Grundsatz ausgegangen ist, das Schöne nur in schöner Hülle zu geben.

[2279]



Die kleine Erzherzogin Sophie, älteste Tochter des Kaisers von Oesterreich, zeigt eine große Vorliebe für Soldaten und nicht selten einen allerliebsten kleinen Eigensinn, wo es sich darum handelt, Soldaten, dieses Entzücken aller Kinder, zu sehen. Eines Tages sollte die kleine Prinzessin ausfahren, weigerte sich aber entschieden, Handschuhe anzuziehen. Jedes Bemühen der Kammerfrauen, den runden Händchen die Fesseln des verhassten Glace anzulegen, war vergeblich.

Endlich kam eine der rathlosen Damen auf die Idee, die Liebe zum Militair zu Hilfe zu rufen, und sagte: „Wenn Sie die Handschuhe nicht anziehen, tritt die Wache am Thor nicht heraus; vor einer Prinzessin ohne Handschuhe präsentirt kein Soldat das Gewehr.“ Dies Mittel half; die Erzherzogin hielt geduldig still, ließ die Handschuhe anziehen, und als der Wagen zum Thor hinaus fuhr, streckte sie augenblicklich die Händchen zum Wagenfenster hinaus, damit die Soldaten die Handschuhe sehen und das Gewehr präsentiren möchten.

[2270]

Von Fräul. Janauschek, welche kürzlich in Berlin gaſſirte, circulirt folgende Anekdote. Zu ihren persönlichen Gelehrten oder den Verehrern ihrer außertheatralischen Persönlichkeit gehört auch ein sehr junger Herr aus guter Familie, der endlich seiner still gehegten Leidenschaft in einem gebräuchlich duftenden Billete, das er an die Gefeierte abschickte, Sprache lieh, und um Zulass zu einem Besuche bat. Fräul. Janauschek antwortete sogleich auf das artigste und schloß mit dem Besprechen, daß der Herr der Erste sein werde, an den sie eine Einladung ergeben lasse, sobald sie, was nächstens geschehen sollte, einen Kinderball gebe.

Daß die industrielle Bewegtheit der Amerikaner vor keinem Unternehmen zurückschreckt, haben mehrere Beispiele bewiesen; nachstehende Thatsache aber setzt allen bisherigen die Krone auf, und läßt in Zweifel, ob man über die Zimmoralität eines Volkes, wo dies möglich ist, klagen, oder über die eigenthümliche Erfindungsgabe desselben lachen soll.

Nach dem Verschwinden des berüchtigten Schwindlers Barnum nimmt gegenwärtig in New-York ein Mr. Perham dessen Stelle ein und wird ihn bald im amerikanischen Humberg übertreffen. Derselbe hat nämlich in den sogenannten „Chinese Assembly Rooms“ zu New-York am Montage den 23. Februar d. J. ein großes bewegliches Panorama eröffnet, zu dem jeder Besuchende für den Eintrittspreis von einem Dollar ein Loos zu einer bisher ungewöhnlichen Auspielung erhält, deren Hauptgewinn nichts weniger als eine junge und schöne heirathsfähige Dame mit 25,000 Dollars in der Hand und ein bekannter heirathsfähiger Gentleman mit 50,000 Dollars sind. Am Eröffnungstage ward diese junge Dame über zahlreich versammelten Gesellschaft, die aus den ersten Kreisen der Stadt gebildet war, vorgestellt. Ein Mitglied des zur Ueberwachung des Unternehmens und zur Sicherstellung des Publicums aus bekannnten Personen der Stadt gebildeten Comité's führte die Dame vor. In dem jugendlichen Glanze ihrer Schönheit trug dieselbe einen weißen fashionablen Spernmantel mit zartem Rosa gefüttert und besetzt, ließ einen Theil ihrer schön gefärbten weißen Schultern sehen, streckte unter dem eleganten seidenen Kleide ein nur handgroßes Füßchen hervor, kokettirte mit ihren schönen schwarzen Locken, verneigte sich mit erröthendem Gesichte und verschwand vor den vollstän dig bezauberten, in großer Zahl versammelten Herren, von denen natürlich viele nichts Eiligeres zu thun hatten, als mehrere Loose zu kaufen. Gleichzeitig wurde den Anwesenden eröffnet, daß, wer einen von diesen Capitalpreisen gewinne und nicht gebrauchen könne, wie verheirathete Leute, oder wenn Preis und Gewinn sich nicht gefallen, die Summe von 5000 Dollars als Ersatz gezahlt werden solle. Die Verloosung soll alsbald vor sich gehen, wenn durch die Besucher des Panoramas und die eingezahlten Dollars die Summe voll ist, die der ehrenwerthe Mr. Perham zur Deckung seiner Kosten für nöthig hält.

Eigenschaften des Kaffees. Der Kaffee, versichert ein deutscher Arzt, ist das kräftigste Mittel, die unangenehmen Wirkungen animalischer oder vegetabilischer Fäulniß zu vernichten, sie gänzlich aufzuheben. Zur Bekräftigung seiner Ansicht führt er mehre Thatsachen an, unter andern die folgenden: Ein Zimmer, in welchem viele Tage in Fäulniß übergegangen Fleisch gestanden, ward augenblicklich von jedem üblen Geruch befreit, als man ungefähr 1 1/2 — 2 Pfund frisch gebrannten Kaffee hineindrachte.

In einem andern Raum, welcher mit Schwefel vermischtes Wasserstoffgas und Ammoniak in großer Menge enthielt, verschwand der Geruch augenblicklich durch Anwendung 1/2 Pfundes frisch gerösteten Kaffees.

Dem Ausspruche desselben Arztes zufolge zerfällt der Kaffee auch den Geruch des Bisam und sogar Asafötida. Um dies zu bewirken, sößt man in einem Mörser eine Quantität ungebrannten Kaffees und streut ihn auf eine mächtig heiße Eisenplatte, so daß er eine bräunliche Farbe erlangt.

Der Kaffee besitzt auch noch eine andere, bescheidenere, doch sehr nützliche Eigenschaft; er bewahrt die Milch vor dem Umschlagen. Vermischt man Milch mit etwas Kaffee, so kann sie mehrere Tage aufbewahrt werden und zeigt beim Wärmen keine Veränderung, als die von der Vermischung mit dem Kaffee herührende.

Bei dieser Gelegenheit mag noch ein einfaches Mittel erwähnt werden, wodurch man sich überzeugen kann, ob unter dem gemahlen gekauften Kaffee Cichorie befindlich sei. Man füllt ein Gefäß mit Wasser, und streut den Kaffee auf die Fläche desselben. Der Kaffee schwimmt oben, das Cichorienpulver sinkt augenblicklich zu Boden und färbt das Wasser gelb.

[2271]

Ein Gärtner in Rethel (Ardennen), Namens Millet-Brulé, hat die Entdeckung gemacht, die Zahl, die Form und die Stellung der Zweige eines Baumes oder Strauches zu bestimmen. Die Lösung dieses Problems war schon von vielen Gärtnern fruchtlos versucht worden, und ist nun dem genannten Erfinder durch ein höchst einfaches und profaisches Mittel gelungen. Bisher war es noch Niemanden eingefallen, die Ursachen zu ermitteln, welche die gabelförmige Spaltung der Aeste verursachen. Den aufmerksamen Beobachtungen Millet-Brulé's zufolge genügt der Biß oder Stich eines Insectes an einer Astknospe, um sie zu verdoppeln, verdrei- oder vervierfachen, um dieselbe in mehrere Knospen zu zertheilen, welche sich selbstständig entwickeln und alle Aesten der Vegetation durchmachen. Millet-Brulé hat mit einem Messerschnitte dieselbe Erscheinung hervorgerufen, welche das Insect erzeugt, und somit das Mittel gefunden, die Zahl und Stellung der Aeste und Zweige beliebig zu ordnen.

[2272]



Seidene und wollene Stoffe zu waschen.

Man läßt 2 Pfund Kleie mit 14 Pfund Wasser kochen, gießt dieses Wasser dann durch ein leinenes Tuch und wäscht damit Foulards, seidene und wollene Kleider und Schürzen, Tücher und Bänder. Nach dem Waschen wendet man die Stoffe aus — bei den seidenen bedient man sich dazu eines leinenen Tuches — und plättet sie noch feucht.

Die Bänder werden auf feines Leinen zum Trocknen ausgebreitet, in eine leichte Auflösung von Haufenblase getaucht, um ihnen Glanz zu geben, mit den Händen möglichst gut ausgebrückt, und wieder auf der Leinwand ausgebreitet. Wenn sie halb trocken sind, legt man auf das Plättbrett einen Bogen Papier, ein Stück des halbfeuchten Bandes darauf, auf dieses wieder ein Blatt Papier, fährt mit dem heißen Eisen darüber, und zieht das Band glatt und glänzend hervor.

Zum Waschen wollener Stoffe bedient man sich auch der sogenannten Seifenwurzel; man läßt sie kochen, wie oben bei der Kleie beschrieben, gießt das Wasser durch und wäscht damit. Auch die wollenen Stoffe müssen vor völligem Trocknen geplättet werden. [2265]

Lippenpommade.

Man stellt ein Gefäß mit etwas weißem Wachs (Zingfernwachs) in kochendes Wasser und läßt es auf diese Weise schmelzen — dazu dreimal so viel Mandelöl und ein wenig Wurzelrinde der Pflanze, die man Ochsenzunge nennt, um der Pommade Farbe zu geben. Ist das Ganze hinreichend verbunden, so gießt man es durch ein Tuch, reibt es in einem Porcellan- oder Steinmörser, thut einen Tropfen Rosenessenz hinzu und füllt es in Büchsen. [2263]

Feine Lederhandschuhe zu waschen.

(Ziegen- und Lammsleder.)

Man befeuchtet ein Stückchen dichten Flanells und drückt es leicht in Seifenpulver. Den Handschuh, entweder auf eine Form gezogen, oder jeden Finger durch ein Stäbchen ausgefüllt, reibt man mit diesem Flanell, welcher die Unreinigkeit des Leders annimmt. Ist der Handschuh trocken, so gießt man ihm neuen Glanz durch Einreiben mit pulverisirtem Talkstein. [2264]

Bürsten durch Schwämme ersetzt. Man hat schon oft bemerkt, daß die Bürste Fettflecken von einem Kleidungsstück wegnimmt, um sie auf das andere überzutragen. — Man reinigt damit einen Gegenstand auf Kosten des andern, wie deutlich zu sehen ist, wenn man am Rande eines Tisches über weißes Papier mit einer Bürste hinfährt. Das bloße Ausklopfen des Kleides ist noch besser als das sogenannte Reinigen desselben mit einer fettigen Bürste. Ein wohl gewaschener, in einer reinen Serviette gut ausgedrückter Schwamm ersetzt die Bürste vollkommen, wenn man das Tuch, den Sammet, den Velpel des Hutes u. s. w. dem Strich nach damit bestreicht, und sogar der Rest von Feuchtigkeit im Schwamm ist zur Entfernung der meisten Flecken geeigneter als die scharfe, nicht völlig reine Bürste. [2266]

Quittensgrup. Man nimmt ein Duzend sehr reife Quitten, befreit sie von Kernen und Schalen, stampft das Fleisch, legt es in ein reines Tuch und drückt mit den Händen den Saft in ein dazu bereit stehendes Gefäß. Darin läßt man ihn eine Weile stehen und klärt ihn dann ab. Zu einem Pfund Saft gehört ein Pfund Zucker, das mit einem Glase Wasser kochen muß, bis es perlt. Ist der Zucker in diesem Grade des Siedens, so thut man den Quittensaft hinzu und läßt Beides zusammen so lange kochen, bis der Syrup Faden zieht. Dieser Syrup ist, mit Reiskwasser genommen, ein vorzügliches Mittel bei Störungen des Magens. [2267]

Eibischgrup oder Althee. Ein Pfund Zucker muß mit einem Glase Wasser so lange kochen, bis es perlt, dann gießt man Eibischthee hinzu, der auf folgende Art bereitet wird: Man kocht in zwei Quart Wasser drei Viertel Pfund klein geschnittene Eibischwurzel, nachdem sie vorher sorgfältig gesäubert und gewaschen. Wenn das Wasser beim Untersuchen am Finger klebt, wird es sammt den Wurzeln in ein reines starkes Tuch gegossen und durchgedrückt, so lange, bis die Wurzeln keinen Saft mehr enthalten. Nachdem dieser starke Eibischthee sich gesetzt, gießt man das Klare davon mit dem gekochten Zucker zusammen und läßt Beides so lange kochen, bis sich ein consistenter Syrup daraus gebildet. Dieser Syrup ist ein wirksames Mittel gegen Katarrh. [2268]

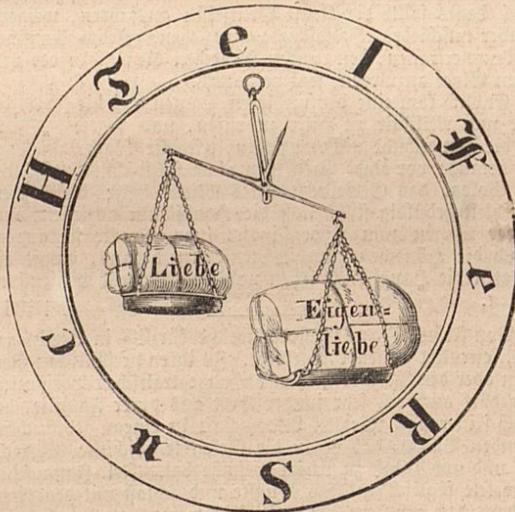
Tintenflecke kann man, wenn sie auch sehr alt sind, ausbringen, wenn man feingeriebene Klee- oder Zuckerfäure mit Wasser zu einem Brei macht und auf den Fleck über Nacht wirken läßt; dann nimmt man mit einem Messer die Säure weg und streicht einen feinen Brei von Chloralkali darüber, den man so lange darauf läßt, bis der Fleck weg ist; selten braucht man die zwei Operationen zu wiederholen. Papier wäscht man dann dadurch aus, daß man es in warmes Wasser öfters eintaucht und abrinnen läßt und dann das Blatt zwischen 2 Tischen hängend trocknen läßt. [2269]

Rästelprung - Aufgabe.

Table with 8 columns: gen, Baum, im, schön, Von, Wö, ben, Sang. It contains a word puzzle grid.

[2258]

Rebus.



[2273]

Redaction und Verlag von L. Schärer in Berlin.

Auflösung des Rebus in Nr. 15.

Fast alle Dummköpfe dünken sich Wunder wie geisticht.



Einer offenen Bitte oder einer frohigen Forderung widerstehen, zeugt noch nicht von Charakterfestigkeit; diese Eigenschaft besitzt nur Derjenige, welcher der Schmeichelei und Verstellung gegenüber in seinen Entschlüssen nicht wankt.

Ein Hauch reicht zwar hin den Glanz des hellpolirten Glases zu trüben, doch schon nach wenig Augenblicken strahlt die glatte Fläche wie vorher; wiederholt sich jedoch unvorlässiger Weise dieser Hauch öfters, so zeigen sich endlich die Spuren des Rostes, welche meist nur schwer — manchmal auch gar nicht zu vertilgen sind. — So wirkt die Berührung mit niedrigen, gemeinen Seelen auf einen edlen Charakter erst nur einen leichten Schatten, welcher unter dem Glanze anerkannt guter Eigenschaften bald verschwindet, aber durch unachtsame Wiederholung endlich Flecken zurückläßt, die der Betheiligte, wenn er sie — gewöhnlich zu spät — gewahrt, nur schwer oder auch nie verwischen kann.

Man erringe den Muth, sich arm zu zeigen, so raubt man der Armuth den schärfsten Stachel.

Offenheit ist das Siegel des Edelmuthes, der Scham und Stolz des Mannes, der süßeste Reiz des Weibes, der Spott des Schurken und die seltenste Tugend der Gelehrten.

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Denn ob Du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob Du einsam im wüsten Herzen geniehest: Du bist nicht glücklich, wenn Du einsam bist.

Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung.

Wenn ein Geiziger gestorben, hebt sein Schatz erst an zu leben: Jeder wünscht bei diesem Rinde einen Pathen abzugeben.

Das gegenwärtige Leben ist nur ein Augenblick, und der gegenwärtige Augenblick nur ist das Leben.

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth!

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Hüterin im Unglück. Der Grund aller Religion ist feste, unerschütterliche Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen, Alles überwiegenden Vertheil der Tugend, von der Unsterblichkeit unseres Wesens, und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde.

Wie Wind im Käfige, wie Wasser in dem Siebe Ist guter Rath im Ohr der Thorheit und der Liebe. [2261]



Correspondence.

- Fr. Fr. G-r. in R-n. In Nr. 15 des Bazar (Correspondenz) haben wir bereits den Fehler berichtigt und gesagt, daß nicht Nr. 5 der Strohhut Modelle, sondern Nr. 6 (der runde Hut) gemeint war.
Y. B. in L-g. Mit Dank empfangen.
Pepino in P-th. „So ziemlich.“
Fr. v. W. in -m. Erhalten und danken schön.
Hrn. Josef Maria L. in W-n. Es sind viele Briefe eingelaufen, welche, wie Sie, auf die fragliche Angelegenheit näher eingehen. Wir haben aber zu bedauern, daß die Tendenz des Bazar, so viel Treffendes Sie auch zur Sprache bringen, ein weiteres Verfolgen dieser Idee nicht erlaubt, und müssen uns begnügen, dieselbe zur Sprache gebracht zu haben.
Fr. M. Th. in G-n. Die nächste Nummer bringt Abbildungen neuer Mantillen; die darauf folgende Nummer liefert Schnittmuster dazu.
Fr. Ludmilla in G. Wäsche, welche durch zu langes „Liegen“ gelb geworden ist, erhält ihre volle Weiße wieder, wenn man sie mit kochender Pottaschenlauge übergießt und sie 24 Stunden darin weichen läßt, dann in eine Auflösung von Chloralkali so lange als nöthig legt, sie hierauf auspült, in Seifenwasser kocht, wieder spült und trocknet.
Man bringt vergilbte Wäsche auch wieder weiß, wenn man sie in Buttermilch, welche man einige Tage stehen und völlig sauer werden läßt, einweicht und sie eine Zeit lang darin liegen läßt (gröbere Wäsche länger als feine); hierauf arbeitet man die Wäsche gut durch, wäscht sie mit Seife in lauwarmem Wasser, spült sie in kaltem Wasser nach, ringt sie aus und trocknet sie.
Fr. Th. G. in G. Wir denken das Dessin so bald als es möglich ist zu liefern. Aber eine solche Abwechslung in den Zeichnungen, wie Sie wünschen, erlaubt der Raum nicht; wir können höchstens ein Dessin von der Länge einer halben Elle geben, welches bei der Ausführung wiederholt wird.
Fr. Frfr. v. P. in -t. Wir liefern diese Schnittmuster; nur ist jetzt noch nicht die Zeit; aber sie folgen bald.
Fr. L. N. in B. Wir bringen bald neue Faillenschuhte.
Fr. H. W. in R-e. Wir bitten, den Auftrag dem betreffenden Post-Amt zu übergeben, bei dem Sie auf den Bazar abonnierten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde. Die Administration des Bazar.